

Der Hof im Spiegel

Ich glaubte, sie war gestorben. Ich stand in der Küche, meinen Rücken an den Heizkörper gelehnt, und wartete, daß im großen Spiegel, der über meinem Küchentisch an der Wand festgemacht war, das traurige Licht in ihrem Zimmer, im Haus gegenüber, wo sie lebte, anging. Ihr Licht aus dem Haus auf der anderen Seite des Hofes war seit Jahren meine untergehende Sonne. Wenn ich ihr beleuchtetes Fenster im Küchenspiegel sah, erst dann machte ich das Licht in der Wohnung an. Jetzt stand ich im Dunkeln und hatte ein Biskuit in der Hand, aß aber nicht, hatte Angst, daß ich zu viele Geräusche machen würde. Wenn sie gestorben wäre...

Im Treppenhaus ging das Licht an, jemand ging die Treppe hinunter. Durch das Milchglasfenster meiner Wohnungstür wuchs das Licht bis zur Küche, und ich sah mein wartendes Gesicht im Spiegel. Das mußte Herr Volker sein, der die Treppen heruntergeht. Seine Schritte waren früher viel lauter als jetzt. Er lebte damals mit einem jungen Mann zusammen, ein schöner Junge. Der junge Mann nähte oben an einer Nähmaschine schöne Kostüme für sich und für Herrn Volker. Durch das Rattern der Nähmaschine zitterte der Holzboden von Herrn Volker, und meine Decke zitterte mit. Und durch die zitternde Decke fingen auch die Teller, die übereinander im Küchenschrank standen, an zu zittern. Wenn er eine Pause machte, dachte ich, jetzt reißt er den Faden mit seinen Zähnen zwischen dem fertig genähten Stoff und der Nähmaschinenadel ab. So hatte es meine Mutter immer gemacht, als ich ein Kind war. Ein paar Fäden hingen immer an ihren Haaren herab, sie legte ihre rechte Gesichtshälfte auf die Nähmaschine, vor die

Nähmaschinennadel, und riß den Faden mit ihren Zähnen ab, der den Stoff und die Nähmaschinennadel verband. Sie hatte mir erzählt, daß ihr rechter Mittelfinger einmal unter die sich noch über dem Stoff bewegende Nadel geriet, die dann in ihrem Finger zerbrach. Die Ärzte sagten: »Wir können es operieren, aber keine Angst, die Nadel wird sich nicht bewegen und zu Ihrem Herzen laufen. Sie wird dort in Ihrem Finger stecken bleiben.«

Als Kind hatte ich immer wieder an ihrem Finger nach dieser halben Nadel getastet. Manchmal stand ich in der Nacht aus dem Schlaf auf und tastete im Dunkeln an ihrem Mittelfinger ab, ob die Nadel noch da war. Oder war sie auf dem Weg in Richtung ihres Herzens? Ich war jahrelang die Wächterin einer kapputten Nadel. Als sie starb, stand ich auf dem Friedhof nicht unter dem Baum, wo die Männer sie in die Erde ließen, sondern unter dem nächsten Baum, denn die Mädchen durften nicht am offenen Grab der Toten stehen, nur die Söhne. Die Männer nahmen sie aus dem Sarg, faßten ihr Leichentuch an den vier Ecken, plötzlich sah ich ihre Fersen, die aus dem Leichentuch heraussschauten. Sie schaukelt, dachte ich, hier ist ein Garten, sie schaukelt in einer Schaukel, die man zwischen den beiden Bäumen festgemacht hat, ich stehe unten und sehe ihre Fersen.

Als sie aus der Welt ging, hat sie nur eine halbe Nadel mitgenommen. Wenn ich sie einmal verletzt hatte, sagte sie zu mir: »Meine Tochter, zuerst mußt du mit einer kleinen Nadel in dein eigenes Fleisch stechen. Nur wenn es nicht weh tut, kannst du mit einer Nadel in das Fleisch der anderen Menschen stechen.« Oder »Was ist der Mensch?« sagte sie, »sein Fleisch kann man nicht essen, seine Haut kann man nicht anziehen. Ein Mensch hat nicht mehr als seine süße Zunge.« Als sie starb, dachte

ich, wie viele Wörter hat sie mit unter die Erde genommen? Ich hatte große Sehnsucht nach ihren Wörtern. Sie hatte gesagt: »Die Welt ist die Welt von Toten, wenn man die Anzahl der Lebenden und der Toten bedenkt.« Wie viele Wörter lagen jetzt dort unten?

Ich saß im Flugzeug und handelte im Himmel mit dem Tod. »Wenn ich in Istanbul ankomme, wird meine Mutter mir die Tür aufmachen, das Zimmer wird nach den kochenden, gefüllten Weinblättern riechen, die ich liebe.« Als ich in Istanbul in der steilen Gasse aus dem Taxi ausstieg, bewegten sich oben an ihrem Fenster die Vorhänge durch den Wind vom Marmarameer. Tagelang suchte ich auf den Straßen Frauen, die ihr ähnlich waren. Ich fand nur zwei. Die Zigeunerin, die am Anfang der langen steilen Gasse immer Blumen verkaufte und dünne Zigaretten, eine nach der anderen, drehte und die Zigaretten so bis ans Ende rauchte, daß keine Kippen um sie herum auf der Straße lagen. Ich fuhr in Zügen und fragte die Menschen, ob ihre Mütter noch leben oder wie alt sie gewesen waren, als sie gestorben waren. Aber egal, ob ihre Mütter jünger oder älter gestorben waren als meine Mutter, es half mir nicht. Einmal hielt der Zug an einem kleinen Bahnhof. Dort saßen auf der Erde kurdische Frauen und Kinder, die als Saisonarbeiter dorthin gebracht worden waren. Aber es hatte sehr viel geregnet, und die Baumwolle, die sie pflücken sollten, war naß geworden. Eine der kurdischen Frauen weinte laut. Ihr Weinen war dem Weinen meiner Mutter ähnlich, aber der Zug fuhr los, und ich hörte noch ihre weinende Stimme.

Vor dem Tod meiner Mutter hatte ich meinen Vater nie telefonieren gesehen. Wenn das Telefon klingelte, sprach er sehr kurz mit einem meiner Geschwister.

»Komm vorbei, mein Sohn, wir sind zu Hause«, dann legte er wieder auf. Jetzt suchte er in der Wohnung Hefte mit all den Telefonnummern, die sich seit fünfzig Jahren gesammelt hatten, wählte diese Nummern, erzählte denen, die noch lebten, vom Tod meiner Mutter und sagte »Such für mich eine Frau«. Such für mich eine Frau. Ich saß auf einem Sessel. Auf dem Sessel gegenüber sah ich noch die Sitzspuren meiner Mutter. Mein Vater saß mit dem Rücken zu mir am Telefon. Seine Schultern hingen herunter. Ich lief zu ihm, legte meine Hand auf seine Schultern und wollte sie etwas streicheln und massieren. Ich hörte aus dem Hörer die Stimme eines Mannes, den mein Vater vor zwanzig Jahren am Strand kennengelernt und dessen Nummer er zuerst im Sand notiert hatte, bis ich ihm aus der Strandkabine seinen Stift und seine Zigarettenschachtel zum Notieren gebracht hatte. Plötzlich schrie diese Stimme im Hörer »Herr Mustafa, Erdbeben, Erdbeben!«, und die Erde trug mich, meine Hände auf den Schultern meines Vaters, einen Meter vorwärts und wieder zurück, ich kam wieder genau dort an, wo ich vor einer Sekunde gestanden hatte. Aber mein Vater, den Hörer in seiner Hand, sagte, er habe das Erdbeben überhaupt nicht bemerkt. Am nächsten Tag ging er an der Ecke der steilen Gasse zur Apotheke und wollte, daß der Apotheker eine Frau für ihn findet. Dann lief er auf einen Friedhof in der Nähe, wo Istanbul Armenier begraben waren, kam mit einer Flasche Raki zurück und gab mir ein Glas. In der Nacht legte er sich auf die Seite des Bettes, wo immer seine Frau gelegen hatte. Damals flüchteten gerade aus Bulgarien viele bulgarische Türken in die Türkei. Sie wohnten in Zelten, und man erzählte, daß die türkischen Grenzpolizisten die Frauen, die auf der Flucht aus Bulgarien in die Türkei waren, vergewaltigen

würden. Mein Vater sagte zu meinem Bruder: »Mein Sohn, geh, such eine bulgarische Frau für mich. Sie braucht ein Dach überm Kopf.« Dann ging er wieder zur Apotheke, um dem Apotheker das gleiche zu sagen. Dort war aber ein Lastwagen in die Apotheke gefahren. Seine Bremsen hatten auf der engen steilen Gasse plötzlich versagt, und er hatte alle Medikamentenflaschen, die in den Regalen standen, zerstört. Auf dem Lastwagenkühler liefen Hustensirup und Kölnisch Wasser herunter und mischten sich mit Jodgeruch. Auf dem Boden lag zerquetscht die alte Waage, auf der meine Mutter und mein Vater sich vierzig Jahre lang ab und zu gewogen hatten.

»Vater, ich muß morgen nach Deutschland zurückfahren.«

Alle Kleider meiner Mutter gab ich der Zigeunerin, die vorne in der steilen Gasse Blumen verkaufte, und fuhr aus Istanbul weg. Erst als ich in Deutschland hier auf dem Tisch das Telefon sah, fing ich an zu weinen. Jetzt verstand ich den Schmerz und die Unruhe meines Vaters. Ich hatte vor einiger Zeit einen Film über Glenn Gould gesehen. Er komponierte und war sehr depressiv und telefonierte andauernd mit seinen Freunden. Einmal bat er einen Taxifahrer anzuhalten, er ging in eine Telefonzelle, telefonierte vielleicht eine Stunde lang mit einer Freundin, und das Taxi wartete. Ohne Licht. Der Fahrer rauchte im Dunkeln. Auch ich hatte seit Jahren, wie Glenn Gould, immer mit meinen Eltern oder Freunden telefoniert. Als ob die Vögel, die sich auf die Telegrafennmasten setzen, die Liebe dieser Menschen aufpicken und in ihren Mündern und mit ihren Füßen zu mir bringen könnten. Das Telefon meines Vaters in Istanbul war jetzt immer besetzt. Erst als auch mein Vater ein paar Tage später starb, war das Telefon nicht mehr besetzt.

Wie ein Vogel, der vor Sehnsucht blind geworden ist, hatte er in einem geschlossenen Zimmer seinen Kopf an alle Wände gestoßen, alle Stimmen aus seiner Vergangenheit mit dem Telefon gesucht, seine Federn bei jedem Telefongespräch, eine nach der anderen, auf den Tisch gelegt, und dann war er gegangen. Ich hatte ihn einmal am Telefon gefunden.

– Vater, was machst du?

– Ich sitze hier im Dunkeln.

– Ich auch, Vater.

Das dunkle Zimmer. Wie im Märchen das vierzigste Zimmer. Du darfst neununddreißig Zimmertüren aufmachen, aber du darfst nie das vierzigste Zimmer öffnen. Dort ist der Tod. Aber der Held machte immer das vierzigste Zimmer auf.

Herrn Volkers Schritte waren im Treppenaufgang in den letzten Monaten nicht mehr so laut wie früher. Der schöne junge Mann, der an der Nähmaschine für sich und für ihn schöne Kostüme genäht hatte, hatte ihn verlassen, und Herr Volker hatte zwanzig Kilo abgenommen. Wenn er in der Nacht die Treppen hochging, streifte er manchmal mit seinem Körper meine Wohnungstür. Wenn er dann oben seine Tür hinter sich geschlossen hatte, machte ich unten die Tür auf, und der Treppenaufgang roch nach Alkohol. Eines Nachts, als er einmal oben auf den Holzboden schlug und laut weinte, ging ich zu ihm. Er sagte mir, er habe sich, damit das Telefon mit ihm Mitleid habe, auf den Holzboden neben das Telefon gelegt. Aber das Telefon hatte kein Mitleid mit ihm. »Er ruft nicht an.« Er erzählte: »Joseph Conrads Figur Marlow sagt im ›Herz der Finsternis‹: ›Die Erde ist für uns ein Ort, auf dem wir leben, auf dem wir fertig werden müssen mit Bildern, Klängen, auch mit Gerü-

chen, weiß der Himmel! – auf dem wir sozusagen Flußpferdaas riechen müssen, ohne uns vergiften zu lassen. Und, seht ihr, da kommt die eigene Stärke ins Spiel, der Glaube an die eigene Fähigkeit, unauffällige Gruben zu graben, um das Zeug zu verscharren –«

Ich ging runter und rief ihn an. »Herr Volker, Ihr Telefon hat doch ein bißchen Mitleid mit Ihnen.« Er lachte oben.

Ein Freund in Paris, der an der Uni als Professor für Urbanistik arbeitete, kam nach Hause, gab seiner Frau und mir zwei leere Blätter und sagte: »Ich habe heute von einem meiner Schüler erfahren, was er für seine Doktorarbeit macht: Er verteilt in Paris an viele Menschen Blätter und bittet sie: ›Zeichnen Sie Ihren persönlichen Parisstadtplan‹. Alle Zeichnungen waren ganz verschieden voneinander. Jeder hat in einer Stadt seine persönliche Stadt.« Seine Frau und ich zeichneten auf dem Papier die Orte, die für uns Paris bedeuteten. Auch diese waren sehr unterschiedlich. Wenn ich in dieser Stadt hier meinen persönlichen Stadtplan zeichnen würde, dann sähe er so aus: Als erstes der Papageienladen auf der großen Straße. Ich ging damals, als ich hierhergezogen war, in das Geschäft. »Entschuldigen Sie, wie viele Sprachen spricht Ihr Papagei?« Die Verkäuferin sagte: »Wir sprechen deutsch.« Dann die Bäckerei, in der die Bäckerin, wenn ich reinkomme, mir fast mit ihren großen Brüsten die Tür aufmacht. »Halloooooo!« Wenn ich kurz vor Ladenschluß zu ihr gehe, erzählt sie mir ihre Liebesaffäre mit einem polnischen Mann und schenkt mir Kuchen. »Nehmen Sie, sonst wird das Schweinefutter.« Dann der Buchladen, in dem Oriana Fallaci und ich Lesungen hatten. Dort der Herr Rupp, der schöne Buchhändler, der, nachdem die Buchhandlung sich in eine

Reisebuchhandlung verwandelt hatte, in einer anderen Stadt Arbeit suchte.

Dann der Penner, der auf der Luxuseinkaufsstraße Königsallee Weihnachten unter den Glühbirnen, die in den Bäumen hingen, allein mit seinen Plastiktüten auf einer Holzbank genau gegenüber von Armani saß. Die drei Könige müssen auch mal bei ihm vorbeikommen. An diesem Abend gab es in dieser berühmten Straße keinen Menschen außer uns beiden. Ich gab ihm dreihundert Mark. Der Penner sagte: »Aii, aii, aii. Sind Sie aus dieser Stadt?« »Ja, aber ich liebe die Stadt nicht.« Er hielt das Geld noch in der Hand, sein Gesicht, das das Lachen vergessen hatte, versuchte, Muskeln zu finden, die Freude auszudrücken. Das Gesicht schaffte es nicht, seine Stimme aber, seine Stimme verwandelte sich plötzlich in eine Eunnuchensstimme und sagte: »Die Stadt ist an sich sehr nett, aber die Menschen sind dumm.« Ich sagte: »Wissen Sie, vielleicht hat die Stadt keine Schuld. Ich habe früher in anderen Städten immer am Theater gearbeitet. In dieser Stadt habe ich kein Theater, ich habe keine Freunde, ich arbeite nur zu Hause.« Manchmal suchte ich auf den Straßen nach diesem Mann. Ich begegnete ihm noch zweimal. Bei der ersten Begegnung sagte er zu mir: »Ich halte es nicht mehr aus.«

Ein paar Jahre später erkannte er mich nicht mehr und schrie mich an: »Ich will meine Ruhe haben.«

Dann die Metzgerei Carl. Das Haus war rosa gestrichen, und über dem Eingang der Metzgerei hing eine rosa Schweineskulptur. Die alte Metzgerin, ihr Sohn und ihre Schwiegertochter arbeiteten dort. Wenn ich auf der anderen Straßenseite vorbeiging, begrüßten sie mich, wenn sie gerade Hackfleisch wogen oder Kotelettes schnitten. Eines Abends stand die alte Metzgerin allein im Laden

und hielt sich, als sei sie in einem luftleeren Raum, an der Theke fest, um nicht in der Luft hin und her zu fliegen. Normalerweise war die Metzgerei immer voll mit Kunden, aber an diesem Abend stand sie allein dort. Sie schaute mir in die Augen, und obwohl ich nichts kaufen wollte, ging ich in den Laden rein. Kling, kling. Die Tür ging auf und zu. In dem verglasten Kühlschrank sah ich nichts außer ein paar gefrorenen Hähnchen.

»Haben Sie heute keine frischen Hähnchen?«

»Nein.«

Die alte Frau schaute lange in meine Augen. Nach einer Stunde ging ich wieder hin und kaufte ein gefrorenes Hähnchen. Sie streckte ihre beiden Hände in den Kühlschrank, um das Hähnchen rauszuholen, und unter dem Neonlicht sahen ihre Hände ein paar Sekunden aus wie Marmor. Als ich sie am nächsten Tag wieder allein im Laden sah, ging ich zu dem marokkanischen Schuster Omar. »Omar, wo sind die jungen Metzger?« Omars Schustermaschine war sehr laut. Er schliff gerade die Sohlen eines alten Cowboystiefels und sprach laut gegen die Maschinengeräusche an. »Sie sind mit ihrem BMW auf der Autobahn umgekommen. Es hatte stark geregnet, auf der Straße lag ein Ast, und sie sind im Wald gestorben.« Ich brachte der alten Metzgerin drei Blumen. »Ach, die Schauspielerin«, sagte sie, als sie die Tür aufmachte. In ihrer dunklen Wohnung hinter der Metzgerei roch es nach kochendem Fleisch. Am nächsten Tag sah ich die drei Blumen im Schaufenster stehen. An einem Frühlingsabend sah ich die alte Frau mit einem Mann sprechen. Sie hatte sehr abgenommen, und das Fleisch ihrer Oberschenkel hing über den Knien wie eine nicht hochgezogene, an den Knien große Falten schlagende Strumpfhose. Sie schaute diesen alten Mann an, lächelte und nickte. Es kam mir vor, als lächelte sie im

hohem Fieber. Der Mann, mit dem sie sprach, war ein Pfarrer. Bald starb auch sie. Man entfernte die Schweinsklulptur, die über der Metzgerei hing, und das Haus wurde weiß gestrichen. Als sie gestorben war, hatte ich im Küchenspiegel geweint und mit meiner Mutter telefoniert.

»Mutter, die alte Metzgerin ist auch tot. Warum mußte sie sehen, daß ihre Kinder vor ihr gestorben sind?« Meine Mutter weinte in Istanbul und sagte: »Arme Frau, arme Frau. Die Menschen sterben eben, meine Tochter.«

»Mutter, ich möchte vor dir sterben, ich könnte nicht aushalten, wenn du einmal nicht mehr da bist.« Meine Mutter sagte: »Mein Kind, die Sätze, die du gesagt hast, soll dir ein starker Wind aus deinem Mund wegstragen. Sag so etwas nie wieder. Weißt du, was es für eine Mutter heißt, ihr Kind zu verlieren?« »Mutter, woran ist mein Bruder gestorben?« »Weiß ich nicht. Auf einer Hochzeit hat er noch auf den Tischen getanzt, am nächsten Morgen ist sein Hals angeschwollen, und er konnte nicht mehr atmen. Die bösen Blicke hatten ihn getroffen ...«

Als meine Mutter mir das am Telefon erzählte, sah ich im Spiegel am Küchenfenster eine Biene entlangkrabbeln. Vielleicht hatte meinen Bruder eine Biene in die Zunge gestochen.

Meine Mutter erzählte: »Ich wurde danach zwei Jahre lang krank. Die Ärzte sagten: Knochentuberkulose. Ich ging an Krücken, und die Ärzte glaubten, daß ich keine Kinder mehr bekommen könnte. Eines Nachts sah eine der Frauen meines Vaters im Traum den Heiligen Ali, Mohammeds Schwiegersohn. Er sagte über mich: »Sie wird noch einmal einen Sohn bekommen. Sie muß ihn dann nach mir Ali nennen.« Tatsächlich bekam ich acht Monate später deinen Bruder Ali.«

»Hast du sehr geschrien, als du mich geboren hast, Mutter?«

Ich stellte den Kassettenrecorder an, und meine Mutter machte am Telefon nach, wie sie geschrien hatte, als sie mich geboren hatte. Dann lachte sie genauso lange, wie sie vorher geschrien hatte: »Du hättest eigentlich ein Junge werden müssen, du hast nur mit den anderen Jungen unter den Brücken gespielt, und dein Bruder hat mir beim Kochen geholfen. Wenn wir dich gelassen hätten, hättest du sogar unter den Brücken geschlafen.«

Auch in dieser Stadt hier liebe ich die Brücken. Ich laufe über sie zur anderen Seite der Stadt hinüber und halte meinen Rock fest. Auf der anderen Seite des Flusses wohnte Joseph Beuys.

Auch diese Brücken sind ein Teil meines persönlichen Stadtplans, wie auch Heinrich Heines Geburtshaus, das Banbi-Kino und der Hauptbahnhof. Wenn man in der Bahnhofshalle in einem Café sitzt, rennen vor einem Menschen als Masse, zu den Zügen. Sie sehen so aus, als ob sie unter ihren Füßen ein elektrisches Laufband vorantrüge. Dann ist alles leer, und man sieht nur ein paar Penner, die als Gruppe Bier trinken. Dann beginnt wieder das Band zu laufen und trägt die Massen in entgegengesetzte Richtung.

Unter mir in dem Haus, in dem ich wohne, im Parterre, reparierten zwei Männer Fernsehapparate. Den ganzen Tag liefen dort viele Fernseher. Manchmal liefen Filme, manche zeigten nur Schnee. Einmal klingelte der kleinere Mann bei mir und sagte: »Wir wären gerade alle fast verbrannt. Ein Fernseher ist explodiert und in Flammen aufgegangen. Genau hier drunter.« Ich faßte den Parkettboden an, er war ganz heiß. Diese beiden Männer waren früher in Südafrika Piloten für reiche Weiße gewesen. »Was da abgeht, kann kein Fernseher berichten«, sagten

sie. Sie waren ein Fernsachrichtendienst. Sie wußten alles über die Leute, die in der Straße wohnten, weil viele Leute ihnen ihre Fernseher zur Reparatur brachten, bei ihnen einen neuen Fernseher kauften oder die beiden zu den Leuten in die Wohnungen gingen. Wenn ich etwas wissen wollte, ging ich zu ihnen. »Ist Herr Volker krank? Warum ist er so dünn geworden?« Einer der beiden schaltete gerade durch alle Programme, und zwischen Horst Tappert, Schimanski, Lindenstraße, Milkaschokoladenkuh, Billard spielenden Holländern, Fischerchor, XY Ungelöst und Heidi antwortete er mir: »Wissen Sie nicht, sein junger Freund hat ihn verlassen. Volker hat sehr darunter gelitten.« »Wer sind die Frauen, die in dem Eckhaus am Hof wohnen?« »Sechs Nonnen. Und ein Pfarrer. Die Nonnen haben bei uns für die älteste Nonne einen Fernseher ausgeliehen. Ich war in ihrem Zimmer. Wissen Sie, welches Buch die alte Nonne gerade las?« »Alice im Wunderland.« »Ich liebe »Alice im Wunderland.«

Nachdem ich wußte, was die alte Nonne gerade las, stand ich vor dem Küchenspiegel, in dem ich das Licht der alten Nonne sah, grinste wie die Grinsekatz aus »Alice im Wunderland« und machte das Licht aus. Die Grinsekatz verschwand wie in »Alice im Wunderland«. Dann machte ich das Licht wieder an, grinste wieder wie die Grinsekatz und stellte mir die alte Nonne vor. Ihre beiden Hände hielten das Buch vor ihr Gesicht, sie hatte ihr weißes langes Nachthemd mit den langen Ärmeln an, aber in diesem Nachthemd hatte sie keinen Körper. Ein langes Nachthemd liest mit Kopf und zwei Händen »Alice im Wunderland«, und ich grinste das Nachthemd als Grinsekatz im Spiegel an. Irgendwann machte die alte Nonne das Licht aus. Ich hörte sofort mit dem Grinsen auf, sie hatte das Buch zugemacht. Manchmal, wenn

das Licht der alten Nonne gerade ausging, kam Herr Volker die Treppen hoch. Im Treppenaufgang ging das Licht an, die Holztreppe knarnte, seine Tür oben ging zu, ich machte unten die Tür auf, und der Treppenaufgang roch nach seinem Parfüm.

Das war mein persönlicher Stadtplan. Doch da war noch etwas. Einmal lief ich in Richtung Bahnhof. Ein dünner deutscher Mann ging wie in der Mitte geknickt, zur Erde gebückt, die Straße entlang. Neben ihm lief sein jugoslawischer Freund, ein großer Mann, der sich zu seinem Freund hinunterbeugte. Ich sagte im Vorbeigehen: »Sie müssen Akupunktur für Ihren Rücken machen lassen. Ich kenne einen Arzt, der durch Akupunktur geheilt worden ist.« Dann lief ich weiter. Ein paar Minuten später stiegen die beiden plötzlich aus einem Bus aus, mit dem sie mir gefolgt waren, weil der gebückte Mann nicht schnell genug laufen konnte. Sie luden mich ein, etwas mit ihnen zu trinken. Ich trank an der Imbissbude hinter der Bushaltestelle mit den beiden eine Dose Bier. Dann der Rahmenmacher an der Ecke, der für meine Selbstportraits viele Rahmen gemacht hatte. Er hatte seinen linken Daumen bei einem Unfall verloren, die Ärzte hatten ihn wieder angenäht. Wenn wir über ein Bild gebückt einen passenden Rahmen suchten, zitterte dieser angenähte Daumen und sah aus wie ein Kinderdaumen in einem Gummihandschuh. Eines Tages rief seine Freundin mich an. Ich stand wieder, das Telefon in der Hand, vor dem Spiegel. »Entschuldigen Sie bitte, Herr Rüdiger ist tot, können Sie Ihr Bild abholen? Er ist nicht mehr dazu gekommen, Ihr Bild einzurahmen.« Die Freundin, Renate, gab mir das Bild.

»Woran ist er gestorben?«

»Er hat Tabletten genommen.«

»Warum?«

»Er war krank, Mundkrebs. Und er war ein sehr feiner stolzer Herr, wissen Sie. Er hat es nicht ausgehalten. Er war Jude. Wir wollten bald heiraten, er wollte noch alles für mich regeln.«

»Mutter, der jüdische Rahmenmacher ist auch tot. Er hatte auch das Bild, auf dem du dreizehn Jahre alt bist, eingerahmt.«

»Weine nicht, meine Tochter. Weine nicht. Die Menschen sterben eben.« Meine Mutter in Istanbul und ich vor dem Spiegel weinten am Telefon.

Alle Toten wohnen in diesem Spiegel. Die Metzgerin, ihr Sohn Georg, ihre Schwiegertochter. Die alte Metzgerin wog 300 g Hackfleisch ab, die junge Metzgerin gab mir im Spiegel Rezepte, wie ich Roastbeef machen könnte. Sie spricht mit ihrem Mann, der unten im Keller das Fleisch hackt, durch ein Mikrophon. »Georg, kannst du Kalbsniere hochbringen? Die Schauspielerin ist da.« Oder der Papagei, der so ein unverständliches Deutsch zu mir gesprochen hatte. Der jüdische Rahmenmacher, der bald Renate heiraten wollte. Er steckt kleine Nägel in seinen Mund und nimmt mit seinem zitternden Daumen und Zeigefinger einen Nagel heraus. Meine Mutter. Mein Vater. Alle wohnen in diesem Küchenspiegel.

Und jetzt, jetzt denke ich, die alte Nonne im Hof ist auch gestorben. Die Toten im Spiegel machen Platz, wenn ein neuer Toter kommt. Manchmal fliegt eine Biene durch das Fenster und fliegt im Spiegel zwischen den Toten. Die Toten sehen sie, sie sehen den Dampf der kochenden Espressomaschine auf dem Herd. Oder ein Vogel fliegt durchs offene Fenster und fliegt im Spiegel umher. Ich dusche in der Badewanne, sehe mich nackt zwischen den Toten im Spiegel. Im Hof klingelt der Postbote an einer Tür. Ob er herzkrank ist, wie viele türkische Post-

boten? Es regnet auf dem Balkon und über den Toten im Spiegel. Manchmal kommen Hunderte kleiner Mücken und drehen sich wie verrückt um die Glühbirne, die vor dem Spiegel hängt.

Ich wartete noch eine Weile im Dunkeln, meinen Rücken am Heizkörper, aber das Licht der alten Nonne ging im Küchenspiegel nicht mehr an. Am Ende machte ich das Küchenlicht doch an. Im Spiegel sah ich mich, die Küche, die Badewanne und den Balkon, der zum Hof schaute. Der Hof sah genauso aus wie vor vielen Jahren, als ich ihn zum ersten Mal gesehen hatte. Nur der Baum vor dem Haus der Nonnen war jetzt sehr groß geworden. Wenn dieser Baum dort nicht vor sich hin gewachsen wäre, könnte ich glauben, daß das Nonnenhaus nicht ein echtes Haus, sondern ein großes Foto wäre, das dort im Himmel hängt. Und dieses Foto spiegelte sich dann in dem Spiegel, der über dem Tisch hing; dort, wo das Telefon stand. Ich telefonierte vor dem Spiegel immer im Stehen. Der Spiegel zeigte mir, ob ich den Menschen liebe oder nicht, mit dem ich gerade sprach. Wenn ich jemanden nicht liebte, fing ich an, im Spiegel den Staub auf den Küchenregalen oder auf den Bilderrahmen zu sehen, oder ich sah, daß ein Bild an der Wand etwas schief hing. Das muß ich später gerade hängen. Im Spiegel sah ich mich noch einmal, hörte meine Stimme, sah die Küche, und die Küche verlängerte sich bis zum Nonnenhaus im Hof. Der Urbanist in Paris hatte einmal über die Wohnästhetik des Orients geschrieben. Die Menschen dort verlängerten ihre Häuser bis zu Gassen. Plötzlich befand sich so ein Fenster vor dem Fenster der Nachbarn. Die Häuser mischten sich ineinander, und so entstanden fast Labyrinth. Die Nachbarn wachten Nase an Nase auf. Auch ich hatte diese Wohnung mit

drei Spiegel bis zum Hoffaus verlängert. In der Küche ein Spiegel, von der Küche aus konnte man links und rechts in zwei Zimmer gehen. Im Zimmer rechts stand ein großer Spiegel in der Ecke, und im linken Zimmer hing über einem Malerschrank ebenso ein sehr großer Spiegel, der an der hohen Decke aufgehängt war. Die drei Spiegel sammelten alle Fenster und Etagen und den Garten des Nonnenhauses aus drei verschiedenen Perspektiven. Wenn ich mit dem Rücken zum Hof stand, sah ich in den drei Spiegeln alle Fenster und den Garten der Nonnen. Wir lebten alle in drei Spiegeln Nase an Nase zusammen. Wenn ich aufwachte, schaute ich nicht vom Balkon aus auf den Hof, sondern schaute in den Spiegel. Ich kochte Kaffee oder schrieb oder putzte und konnte immer wieder den Hof und meine Nachbarn in meinen Zimmern sehen. Manchmal passierten auch kleine Unfälle wegen der Spiegel. Die Nonnen vermieteten in der ersten Etage ein paar Räume an eine Druckerei. Ich sah dort drei Drucker an ihren Maschinen stehen, und morgens und mittags, wenn sie Pause machten, standen sie an den drei Fenstern, genau meiner Wohnung gegenüber, und tranken Kaffee. Eines Morgens ging ich nackt vom Bett zur Küche, und einer der Drucker, der mit der Kaffeetasse in der Hand am Fenster stand, sah mich. Ich warf mich auf den Boden, und er warf sich fast synchron mit mir auch auf den Boden. Ich krabbelte bis zu einer Ecke, wo er mich nicht mehr sehen konnte, und schaute in einen Spiegel, was er jetzt machte. Er stand auf, mit dem Rücken zum Fenster, und trank seinen Kaffee weiter. Außer den drei Zimmern zum Hof, in denen die drei Spiegel standen, gab es noch drei weitere Zimmer in der Altbauwohnung. Die schauten aber zu einer großen Straße. Die Vorhänge waren dort immer zugezogen. Dem Haus gegenüber gab es einen

Malterer-Krankendienst. Von dort aus führen mit weißen Krankengekitteln bekleidete Jungs mit Sirenen in die Stadt. In einem Zimmer stand der Flügel meines Freundes, der immer in Wien oder München arbeitete und nur selten in der Wohnung lebte. Wenn er mal da war, spielte er Klavier, und ich hörte ihm vor dem Spiegel stehend zu und sah dabei weiter die Nonnen oder die Drucker im Hof. Ich kam mir vor, als hätte ich ihnen meinen Salon zur Verfügung gestellt, um Klaviermusik zu hören. Ich rief meine Mutter an. »Mutter, Karl spielt jetzt für den ganzen Hof und für dich Klavier.«

»Karl, bitte spiel das ›Gebet einer Jungfrau‹. Karl, spiel bitte ›Ach, die Liebe, ein süßes Licht‹. Karl, spiel bitte ›Fremd bin ich eingezogen, fremd gehe ich wieder raus‹.«

Karl spielte alles, und am Ende spielte er immer ein von Kurt Weill vertontes Berliner Volkslied für mich.

Ich sitze da un'esse Klopps
uff eenmal klopp's.
Ick kieke, staune, wundere mir,
uff eenmal jeh't'se uff, die Tür.
Nanu, denk ick, ich denk: nanu,
jetzt is'se uff, erscht war 'se zu!
Ick jehe raus, un blicke
un wer steht draußen?
Ikkel!

Ich liebe den Spiegel, der über dem Küchentisch hing. Man konnte den Raum zum Sprechen bringen. Ich hörte nur dort meine Stimme. Meine Mutter aus Istanbul am Telefon, die Espressomaschine kochte, rauchte, in dem beleuchteten Ofen briet das Hähnchen. Die Moten flogen aus der Reis- oder Weizengrütze, wenn ich

den Küchenschrank aufmachte. Die Bienen kamen hierher und liefen über das Obst, und im Spiegel bewegten sich die Drucker oder die Familie aus Afrika, die die Nonnen im Parterre wohnen ließen. »Mutter, jetzt backt die schwarze Frau Brot.« Ich erzählte meiner Mutter in Istanbul am Telefon wie ein Fußballkommentator, was im Hof los war. Meine Mutter fragte: »Hat sie viele Kinder?« »Ja, vier. Hör ihren Stimmen zu. Sie sind jetzt in der Pubertät. Jetzt krepelt die Tochter ihrer Mutter den Hemdärmel hoch, damit er nicht an den Teig kommt.« Die afrikanische Frau backte jeden Tag am Fensterbrett Brot, weißer Teig zwischen ihren schwarzen Fingern. Das Mehl staubte aus dem Teig durch das mit Fliegendraht vergitterte Fenster raus in die Luft, und im Spiegel staubte das Mehl. Die vier schwarzen Kinder spielten Ball, im Spiegel. Die Frau hob beim Brotbacken öfter den Kopf und schaute zu meinem Balkon. Sie sah mich nicht, aber ich sah ihre mich suchenden Augen im Spiegel. Ich streichelte ihr Gesicht.

»Mutter, ich streichle jetzt der Frau ihr Gesicht.«

Die Nonnen standen nicht sehr oft am Fenster. Die Tüllvorhänge waren immer zugezogen. Im Spiegel sah ich aber öfter die Hand der alten Nonne. Wahrscheinlich aß sie nicht mehr mit den anderen fünf, sondern in ihrem Zimmer im Bett. Denn jeden Mittag und Abend sah ich im Spiegel, wie eine Hand ein Küchentuch, in dem Brotkrümel waren, aus dem Fenster ausschüttelte. Deswegen gab es genau unter ihrem Fenster auf der Erde ein paar Vögel, die die Brotkrümel pickten. An einem Frühlingsabend sah ich ihr Gesicht zum ersten Mal im Spiegel. Sie hatte ihren Kopf an den alten, staubigen Tüllvorhang gelehnt und sah aus, als ob sie daran riechen würde. Ich sagte: »Jungfrau, warum hängt an deinen Augenbrauen Angst, wenn du am Fenster stehst?« Ich hatte

einen Pelzmantel, den ich jetzt genau vor ihr in den Spiegel hielt. Damit sah sie aus wie Greta Garbo, die im Pelzmantel ihren Kopf an ein Luxushotel Fenster gelehnt hat und an ihre unmögliche Liebe denkt. Dann ging ich zum Balkon. Jetzt sah sie mich auch. An ihrer Stirn und ihrem Mund bildeten sich neue Falten, als ob sie wie der Penner am Weihnachtabend in der einsamen Königsallee unbekannte Muskeln suchen würde, um ihre Freude auszudrücken. Dann lenkte sie meinen Blick zu den Vögeln, die unten auf der Erde an ihren Brotkrümeln pickten, als ob ich ihr Kind wäre, und sie zeigte mir, wie schön die Vögel zusammen aßen. Wir schauten beide, bis die Vögel wegflogen. Dann lehnte sie ihre Stirn an den Fensterrahmen. Ich ging vom Balkon zurück zum Spiegel, lehnte meine Stirn im Spiegel an ihre Stirn und zitierte von Heinrich Heine:

Einsam wandle ich an dem Strand,
Wo die weißen Wellen brechen,
Und ich hör viel süßes Wort,
Süßes Wort im Wasser sprechen ...

Und die alte Nonne sagte:

Ach, die Nacht ist gar zu lang,
Und mein Herz kann nicht mehr schweigen –
Schöne Nixen, kommt hervor,
Tanz und singt den Zauberreigen!

Im Spiegel war das Gesicht der alten Nonne jetzt verschwunden. Ich sagte, meine Stirn weiter am Spiegel,

Es treibt dich fort von Ort zu Ort,
Du weißt nicht mal warum;

Im Winde klingt ein sanftes Wort,
Schaust dich verwundert um.

An manchen Sonntagen sah ich im Spiegel eine junge Nonne von hinten. Sie wusch im Hof das Auto des Pfarrers. Ich rief meine Mutter an.

»Mutter, sie wäscht gerade das Auto des Pfarrers, und ich brate Hähnchen.«

Ich kitzelte im Spiegel den Rücken der jungen Nonne, damit sie unten im Hof plötzlich anfang zu lachen. »Mutter, ich kitzele sie gerade.«

Meine Mutter sagte: »Und ich habe gerade die Sonne in meinem linken Auge.« Aus dem Hörer hörte ich die Stimmen der spielenden Kinder in der Steilen Gasse in Istanbul. Die Hupen der Schiffe mischen sich mit den Stimmen der Kinder, und ein Straßenverkäufer schrie »Wassermelonen!«.

»Mutter, soll ich dir ein deutsches Lied singen?«
»Ja, sing, sing.«

Hallo, jetzt fahren wir nach Birma hinüber
Whisky haben wir ja noch genügend dabei
Und Zigarren nehmen wir Henry Clay
Und die Mädels sind wir ja auch schon über.
Na, da sind wir eben jetzt so frei.
Denn andere Zigarren, die rauchen wir nicht
Und weiter wie Birma reicht dem Kasten der Rauch
nicht

Und einen lieben Gott, den brauchen wir nicht
Und einen Anstand, den brauchen wir auch nicht.
Na also, good bye!

Meine Mutter lachte und sagte singend good bye!

Ich war glücklich im Spiegel, weil ich so an mehreren Orten zur gleichen Zeit war. Meine Mutter und sechs Nonnen und ein Pfarrer, alle wohnten wir zusammen. Der Herr Pfarrer wohnte genau gegenüber dem Küchenspiegel. Auch er stand wie die alte Nonne an einem Frühlingabend am Fenster und atmete, als ob er staunen würde, daß er noch lebe. Beim Telefonieren mit meiner Mutter nahm ich meine Haare und machte ihm im Spiegel einen Schnurrbart; dann nahm ich meine Zigarette aus dem Mund und steckte sie ihm im Spiegel in den Mund. Ein wie auf einem Foto unbeweglich dastehender kleiner Pfarrer rauchte eine echte, große Zigarette, und ich gab ihm im Spiegel einen Kuß. Der Pfarrer im Spiegel war verschwunden. Aber mein Mund mit Lippenstift blieb im Spiegel.

Als meine Mutter starb und ich das in den Spiegel schauend am Telefon erfuhr, sah ich diesen Lippenabdruck im Spiegel. Eine Motte flog und setzte sich darauf. Nach dem Tod meiner Mutter und meines Vaters habe ich in diesem Spiegel entdeckt, daß meine Mutter ein Waisenkind war. Ich wußte, daß sie keine Mutter gehabt hatte, aber als ich durch ihren Tod sehr traurig wurde und nicht mehr leben wollte, aber doch lebte, sprach ich manchmal mit ihrer Stimme zu mir. Und diese Stimme war die Stimme einer Stiefmutter. Weil sie keine richtige Mutter, sondern nur eine Stiefmutter gehabt hatte, hatte sie die Art, Mutter zu sein, von dieser Stiefmutter gelernt. Und jetzt war da die mit einer Waisenkindtraurigkeit gemischte, unruhige Stiefmutterstimme.

»Iß etwas, sage ich dir, verstehst du, iß!« »Genug, verstehst du, genug habe ich von dir, du ißt jetzt etwas!«
»Setz dich an den Schreibtisch, setz dich, sage ich dir!«
So war also ihre Kindheit gewesen. Ich mußte in ein fremdes Land kommen, um in einem Spiegel ihre Kind-

heit als Waise zu entdecken. Wenn ich Mitleid mit mir hatte, sprach ich mit der Stimme der Mutter meines Vaters zu mir.

»Komm, iß, meine Rose, ich gebe dir mein Leben, meine Niere, mein Augenlicht, iß mein Kind, ich nehme auf meinen Rücken alle deine Sünden, iß etwas, mein Kind.«

Um meine Mutter nicht mehr mit einer Stiefmutterstimme mit mir sprechen zu lassen, rief ich eine ihrer Freundinnen in Istanbul an. Ich sagte: »Ich habe so viele Schmerzen wegen ihres Todes, bitte hilf mir, daß sie sich mir einmal im Traum zeigt und mir sagt, was sie über mich denkt.«

Die alte Frau sagte: »Es gibt hier eine heilige tote Frau. An einem Freitag sollen ein paar Frauen für ihre Seele Milchkaffee trinken und sie darum bitten, daß deine Mutter sich dir zeigt.« Ich träumte in dieser Freitagnacht neben diesem Zug fuhr ein anderer Zug in die Gegenrichtung. Meine Mutter stand auf diesem Zug, mit vielen Zeitungen im Arm. Als beide Züge ganz nah aneinander vorbeifuhren, sagte meine Mutter zu mir: »Wenn du wüßtest, wie ich dich liebe.« Ich hörte nicht ihre Stimme, aber las hinter dem Zugfenster an ihren Lippen diese Worte. Seit diesem Traum sprach ich im Spiegel stumm mit mir, nur mit Lippenbewegungen.

»Wenn du wüßtest, wie ich dich liebe. Iß etwas, sonst wirst du krank!«

Während ich mich, um die Stimme meiner Mutter zu normalisieren, mit Träumen beschäftigt hatte, hatte ich den Hof im Spiegel etwas vernachlässigt. Als ich wieder mit der süßen Stimme meiner Mutter zu mir sprach, merkte ich, daß das Gesicht der afrikanischen Frau, die immer am Fenster Brot gebacken hatte, nicht mehr im

Spiegel erschien. Als ich eines Morgens im Spiegel die Nonne, die dem Pfarrer immer sein Auto wusch und deren Rücken ich im Spiegel gekitzelt hatte, in Richtung Straße gehen sah, lief ich barfuß die Treppen runter und fragte sie vor dem Haus: »Wissen Sie, ich hatte mich an die vier Kinder gewöhnt. Wohin ist diese Familie gegangen?«

»Sie sind nach Afrika zurückgekehrt, der Mann war Arzt.«

Die Nonne hatte eine Haut wie ungeliebtes Leder. Ich konnte dieses Leder nicht streicheln. Um ihr zu gefallen, sagte ich: »Jetzt kann er dort den Armen helfen.«

Am Nachmittag klingelte die Nonne an der Tür und gab mir religiöse Hefte zum Lesen. Ich wußte, daß ich sie nicht lesen würde, deswegen gab ich ihr fünf Mark.

Karl sagte mir am Telefon: »Du hast ihr Geld gegeben, jetzt wird sie wie die Zeugen Jehovas wiederkommen.«

Ich hatte einmal den Zeugen Jehovas die Tür aufgemacht und eine Mark gegeben. Als sie wiederkamen, sagte ich:

»Ich nix Deutsch.«

»Indisch?«

»Nix.«

»Türkisch?«

»Hm, hm.«

Sie holten aus ihrer Tasche eine kleine Bibel der Zeugen Jehovas auf türkisch. Als sie noch mal kamen, sagte ich zu ihnen: »Die, die Ihnen immer die Tür aufgemacht hat, war meine Zwillingsschwester. Sie ist für immer in die Türkei zurückgekehrt. Ich selbst glaube nicht mal an meinen Allah. Wie soll ich da an euren Gott glauben.« Die Zeugen Jehovas waren lachend hochgekommen. Danach gingen sie die Treppen herunter, als ob sie ihre Gebisse rausgenommen hätten.

Die Nonne kam aber nicht wieder. Sie war nur einmal aus dem Spiegel ausgestiegen und hatte bei mir geklingelt. Dann war sie wieder in das Foto des Hofes eingestiegen.

Im Sommer hörte ich auch, wie viele Teller die Nonnen aus dem Schrank rausholten. Ich zählte sechs und stellte auch meinen Teller auf den Tisch, ich sagte: »Sieben.« Sie aßen aber nicht viel. Die Geräusche der Messer und Gabeln, die sich auf den Tellern bewegten, dauerten nicht lange. Ich aß länger. Die jüngste Nonne trank ein Glas Rotwein, ich stieß im Spiegel mit ihr an und hörte ihr frisches Lachen aus dem Fenster. Ich war immer glücklich, wenn sie lachte, und wollte dann immer rausgehen und anderen Menschen meine Liebe geben. Ich ging dann um die Ecke in einen kleinen Supermarkt. Dort saß an der Kasse eine Frau, die zu wenig Haare hatte. Wenn sie die Preise eintippte, sah ich von oben auf ihre Halbglatze. Sie sagte mir öfter, sie hätte Schulterschmerzen vom Preiseutippen.

»Ruth, soll ich Ihnen Ihre Schulter massieren? Wie geht es Ihrer Schulter heute?« Heute schaute sie mir nicht in die Augen. Ihre Augen sahen aus wie die Augen eines Huhns, das ich im Fernsehen gesehen hatte. Diese Hühner lebten von Geburt an bis zu ihrem Tod in sehr engen Käfigen mit anderen Hühnern, und beim Abtransport zum Hühnerschlachthof pickten sie sich gegenseitig an den Köpfen. Manche Hühner lagen schon tot auf dem Boden des Käfigs. Und da hatte ich dieses Huhn gesehen. Es hatte so müde Augen, so müde wie die einer weisen Großmutter, die einen Krieg verhindern will, aber deren Worte keinen Wert mehr hatten. So sahen jetzt die Augen der Kassiererin im kleinen Supermarkt aus.

»Ruth, haben Sie Kummer?«

»Mein Bruder stirbt im Krankenhaus, Krebs.«

»Mutter, der Bruder der Kassiererin stirbt im Krankenhaus.«

»Ja, meine Tochter, die Menschen sterben eben.«

»Er heißt Werner.«

Auch Werner wohnte dann mit allen anderen Toten im Spiegel.

Der Besitzer des schönen alten Hauses, in dem ich wohnte, ist auch eines Tages gestorben. Er wollte alles selber reparieren. Er war immer in allen drei Spiegeln zu sehen, weil er links, rechts, vor allen Wänden, auf einer Leiter stand und Schlüssel von allen Wohnungen hatte. Manchmal wachte ich auf, und Herr Kürten stand in der Toilette auf dem Klosetdeckel. Oft ging das, was er in die Hand nahm, kaputt. Wenn er an den Zimmerwänden etwas reparierte, hielt ich ihm die Leiter fest.

»Herr Kürten, ich habe Angst, daß sie runterfallen könnten.«

»Das macht nichts, ich bin Apotheker.«

Er hatte einen Handwerker, ein sehr dünner Mann.

»Willy, warum essen Sie nicht?«

»Ich bin magenkrank vom Wändestreichen, und der Kürten bezahlt mich mit Medikamenten. Die helfen nicht, ich habe schon zu viele Wände gestrichen.«

Er strich den Balkon, der zum Hof schaute, in Gelb und sagte: »Ich streiche in Gelb, das gibt Sonneneffekt. Ich fahr bald in die Türkei.« Willy hatte eine türkische Freundin. Er sagte: »Ich kenne in Izmir einen Zahnarzt. Er wird alle meine Zähne für 350 Mark reparieren.«

Als Willy mit neuen Zähnen zurückkam, war Herr Kürten schon gestorben. Sein Sohn arbeitete genauso wie sein Vater und fiel noch öfter von der Leiter. Willy sagte zu mir: »Der Sohn bezahlt mich mit Radio, er hat mir sein altes Radio gegeben, ich darf den ganzen Tag bei der Arbeit Musik hören.«

Es war ein schöner Tag: Willy hörte Musik, der Hausbesitzer fiel von der Leiter, die junge Nonne lachte hinter den Vorhängen, die alte Nonne schüttelte das Küchenhandtuch mit Brotkrümeln aus dem Fenster, die Vögel pickten das Brot, eine Katze lief im Hof, und ein neuer Mieter zog im Hof in die Parterrewohnung; die nur aus einem großen Zimmer bestand, ein älterer Herr mit dicken Tränensäcken unter den Augen. Ich sah ihn in der Nacht in den drei Spiegeln unter einem schwachen Glühbirnenlicht hin und her laufen. Seine Schattenspatzen spazierten in allen drei Spiegeln hin und her, hin und her. Wenn ich schlief, sah ich vom Bett aus im Spiegel weiter das Licht und seine Schatten. Vielleicht ist es ihm kalt dort. Ich fragte ihn nach ein paar Tagen: »Wollen Sie eine Matratze und ein paar Decken?« Er hörte mir zu, lief aber weiter hin und her und sagte: »So weit bin ich noch nicht heruntergekommen.«

Ich schämte mich, kochte Lamm mit Bohnen, lud ihn zum Essen ein. Er hieß Hartmut. Hartmut lief auch bei mir zwischen den Räumen hin und her, und plötzlich rollte er seine Hosenbeine hoch und zeigte mir seine Wunden an seinen Knien und Beinen. Dann rollte er sein Hemd hoch, zeigte die Wunden am Rücken. Er sagte: »Ich habe eine Rolladenfirma gehabt, aber meine Angestellten haben mich beim Rolladenaufhängen in Wiesbaden im Stich gelassen. Ich fiel aus dem zweiten Stock runter, ich habe Rauerbeine.« Er stammte aus einer adligen Familie und zitierte mir beim Hinunterlaufen Baudelaire: »Le Balcon«:

Mère des souvenirs, maîtresse des maîtresses,
O toi, tous mes plaisirs! ô toi, tous mes devoirs!

Dann aß er im Stehen, sagte: »Hm, hm, gut gewürzt.« Dann zitterte er weiter:

Tu te rappelleras la beauté des caresses,
La douceur du foyer et le charme des soirs.

Beim letzten Satz stand er vor dem Spiegel und schaute mich im Spiegel an. Der alte Mann, den ich seit Tagen durch den Spiegel gesehen und beobachtet hatte, stand plötzlich neben mir und lud mich im Spiegel zum Tanzen ein. Wir tanzten durch alle Räume Tango, und ich sah uns in allen drei Spiegeln kurz erscheinen. Dann setzte er sich an den Flügel und fing an, Chopin zu spielen. Dabei fragte er mich: »Welche Rollen hast du gespielt?«

»Putzfrauen.«

»Was, Putzfrauen? Du mußt Carmen spielen«, und er ging von Chopin sofort zu Carmen über.

Später, als er gegangen war, schaute ich im Dunkeln vom Bett aus in den Spiegel zu seiner Wohnung. Heute nacht machte er das Licht aus.

Am nächsten Tag piff er vom Hof hoch zum Balkon und warf mir ein Stofftier hoch. Einen Affen. Dieser Affe piff, wenn das Licht ausmachte, piff er pfi-pfi-pfi. Wenn ich das Licht ausmachte, piff er pfi-pfi-pfi. Ich piff zurück, pfi-pfi-pfi. . . . Eines Abends brachte mir Hartmut verfaulte Champignons und Blumenkohl. »Nimm sie, du kannst sie verwerten. Der Hausbesitzer hat mir gekündigt, ich muß ausziehen.«

Die verfaulten Champignons und den Blumenkohl hatte er in eine Zeitung gewickelt. Die Zeitung war naß geworden, und der braune Saft tropfte auf seine Schuhe. Ich hatte gerade eine Tasse Kaffee in der Hand. Hartmut sprach sehr aufgeregt. Seine Spucke spritzte in die Kaffeetasse. Es kam mir vor, als schwämme Hartmut in dieser schwarzen See und ein Strudel zöge ihn herunter. Er ging wieder, ich legte die Zeitung auf den nassen Tisch und rief vor dem Spiegel den Hausbesitzer an. Seine

Mutter sagte: »Ich muß den Hörer an sein Ohr halten, er hat sich beide Arme gebrochen.«

»Herr Kürten, warum muß Hartmut ausziehen?«

»Er hat bis heute keine Miete bezahlt. Er hat auch in einer Nacht in die Blumentöpfe der Nonnen gepinkelt und geschrien ›Les fleurs du mal – Blumen des Bösen.«

»Das ist nur ein Satz von Baudelaire, Hartmut liebt Baudelaire.«

Während der Hausbesitzer sprach, roch meine Hand, die den Hörer hielt, nach verfaulten Champignons.

Hartmut mußte weg. Er mietete einen großen Umzugswagen, der dann acht Tage lang im Hof stehenblieb. Er hing seinen Anzug im Hof auf. Auch der Anzug hing dort acht Tage lang und bewegte sich im Wind. Ich sah sein Licht vom Bett aus weiter im Spiegel, aber er lief nicht mehr hin und her. In einer Nacht ging ich leise hinunter und schaute in sein Fenster. Der große Raum war bis zur Decke voll mit alten Zeitungen. Hartmut saß zwischen den gestapelten Zeitungen, manchmal zog er aus dem Stapel eine Zeitung und las lange darin, dann zog er eine andere heraus und las. Nach acht Tagen zog er mit all diesen Zeitungen aus. Als er ging, stand er im Hof unter meinem Balkon und rief:

Les soirs illuminés par l'ardeur du charbon,
Et les soirs au balcon, voilés de vapeurs roses.

Que ton sein m'était doux! que ton cœur m'était bon
[...]

Je croyais respirer le parfum de ton sang.
Que les soleils sont beaux dans les chaudes soirées!

Als er auszog, hatte er vergessen, in der Wohnung das Licht hinter sich auszuschalten. Ich schlief, ich wachte auf, sah sein Licht im Spiegel und sagte:

Comme tu me plairais, ô nuit! sans ces étoiles
Dont la lumière parle un langage connu!
Car je cherche le vide, et le noir, et le nul!

Eines Tages habe ich Hartmut in seiner neuen Wohnung besucht. Ich stieg in einen Bus, der Busfahrer erklärte mir, wo ich in einen anderen Bus umsteigen mußte, aber ich lief in die falsche Richtung. Die Ampel war grün, aber der Busfahrer stieg aus dem Bus, faßte mich am Arm, lachte und sagte: »Mädchen, bist du verliebt? Du sollst doch links gehen.«

Vor der nächsten Bushaltestelle gab es ein chinesisches Restaurant. Der Bus kam, der Fahrer stieg aus und ging ins Chinarrestaurant. Als er zurückkam, fragte ich:

»Haben Sie chinesisches gegessen?« »Ja, ching, chong, gong. Ich wollte pinkeln, der Kleine wollte mich nicht reinlassen. Ich sagte, in ganz Deutschland ist Pinkeln erlaubt. Da hat er mich reingelassen. Aber es war schön, gut sauber, schöne Spiegel, es hat geklappt.«

Bei der Adresse gab es keinen Hartmut. Jemand sagte mir, Hartmut hätte früher hier gewohnt. Ich kehrte zurück nach Hause. Der Affe pfiiff pfü-pfüeeee..., und ich pfiiff zurück pfü-pfüeeee....

Seitdem ich meine tote Mutter nicht mehr anrufen konnte, rief ich in Istanbul einen alten Dichter an, Can.

»Can, Hartmut ist nicht zu finden, die Adresse, die er mir gegeben hatte, war seine alte Adresse.«

Can sagte: »Dann hat der Mann gar keine Wohnung. Er hat sich wahrscheinlich geschämt, deswegen hat er dir seine alte Adresse gegeben.«

Dann dichtete er für mich: »Du trägst die Sonne in deinem Bauch« und gab mir ein Kochrezept: »Die Auberginen im Ofen grillen, die Haut abziehen, die Auberginen in Milch verühren. Hackfleisch, Tomaten, Pfeffer, Salz zusammen in der Pfanne braten ...«

Wenn Can eines Tages auch tot ist, kann er im Spiegel mit der alten Metzgerin Kochrezepte austauschen, und meine Mutter muß schauen, daß es nicht zu salzig wird. Can erzählte mir, er wäre einmal mit seinen Freunden in Rumänien gewesen. Ein rumänisches Huhn flog durch das Autofenster, legte ein Ei und flog wieder weg. An der ungarischen Grenze fragte der Zollbeamte: »Haben Sie etwas zu verzollen, Waffen, Munition, Tabak, Alkohol ...?« Can war Sozialist, er zeigte dem Zollbeamten das Ei: »I have only this egg, but this is a Rumanian egg.«

Ich ging runter zu den beiden Männern, die die Fernseher reparierten.

»Habt ihr was von Hartmut gehört, er hatte mir seine Adresse gegeben, es war aber seine alte Adresse.«

»Er war sehr heruntergekommen. Er ist weg, aber die Mäuse sind jetzt hier. Heute sind kleine Mäuse zu uns gekommen. Wahrscheinlich sind sie damals mit Hartmut hierhergezogen.«

»Wie kann ich ihn finden?«

»Wir wissen es nicht. Er war ein sehr interessanter Mann, aber er hatte keinen Fernseher, deswegen wissen wir nichts über ihn.«

Ich ging hoch. Im Spiegel sah ich in dem verlassenen Raum von Hartmut das immer noch brennende Licht. Weil der Hausbesitzer sich die Arme gebrochen hatte, kam er nicht vorbei. Ich schlief, ich wachte auf, sah das Licht im Spiegel, machte die Balkontür auf und rief in den Hof:

»Hartmut, wo bist du?«

Dann schaute ich mir im Bett einen Fotoband der Marx Brothers an und schlief bei Licht ein. Plötzlich lief irgend etwas sehr schnell über meinen Busen und meine Beine. Ich sah eine kleine Maus, die jetzt neben meinem Bett über dem offenen Marx-Brothers-Buch, neben dem Foto von Harpo Marx, saß. Eine von Hartmuts Mäusen. Ich faßte sie mit einem Tuch an und brachte sie in die Wohnung von Hartmut. Die Tür stand offen, der Raum war leer, nicht einmal ein Blatt Zeitung lag da. Ich ließ die Maus in den leeren Raum, und sie lief dort hin und her wie Hartmut.

Am nächsten Abend ging ich auf die Straße. Gegenüber vom Haus gab es ein paar Kneipen. Ich fragte einen der Kneipenbesitzer, ob er Hartmut gekannt hätte. Er wusch gerade ein Bierglas. »Nein.« Ich ging in die nächste Kneipe, in der eine Frau mit zwei Freunden an der Theke saß. Sie waren etwas besoffen. »Wo ist der Barbesitzer?« Sie schaute mich an und schrie: »Waasss!« Ich lief sofort raus, mein Herz zwischen meinen Händen, und draußen in der Nacht schwor ich mir, ab jetzt mit keinem Deutschen mehr zu sprechen. Und in der Wohnung schwor ich mir im Spiegel zum zweiten Mal: »Ich schwöre, ab jetzt werde ich mit keinem Deutschen mehr sprechen.«

Ich rief den Dichter Can in Istanbul an. »Can, ich hab mir geschworen, mit keinem Deutschen mehr zu sprechen.« Can sagte: »Liebling, du gehst jetzt raus und triffst an zehn verschiedenen Orten zehn verschiedene Deutsche. Wenn einer von denen dich schlecht behandelt, sprichst du mit keinem mehr.« Dann gab er mir noch ein Kochrezept.

Am nächsten Morgen ging ich in verschiedene Kaufhäuser, sprach mit Verkäufern, Busfahrern, ... und fand keinen, der mir weh tat.

Als ich nach Hause zurückkam, roch es auf den Treppen nach zwei verschiedenen Männerparfums. Ich hörte auf der Treppe Herrn Volker lachen. Heute abend stieg er die Treppe nicht alleine hoch. Herr Volker kam manchmal, nachdem die alte Nonne ihr Zimmerlicht ange-macht hatte. Vielleicht lebte sie noch, und das Buch »Alice im Wunderland« hatte gerade die Wärme ihrer Finger auf den Blättern, oder vielleicht lagen ein paar ihrer Wimpern zwischen den Seiten.
Als ich die Wohnungstür aufschloß, klingelte das Tele-phon. Can. Er fragte mich: »Hast du jemanden, der dich schlecht behandelt hat, gefunden?«
»Keinen gefunden.«

Can dichtete:

Ja, so ist das, sagte ich, Herr Richter
Will Sie gar nicht länger plagen
Sonst hätte ich noch viel zu sagen,
viel schlimmer als all das
Ich weiß ich bin schuldig, meine Strafe nehme ich an
Weder habe ich geraubt, noch habe ich gemordet
Jedoch etwas viel Schlimmeres habe ich getan
Wissen Sie, was, Herr Richter
Ich liebte einfach die Menschen

»Jetzt sag mir ein deutsches Wort.«
»Sehnsucht: Sucht nach Sehnen, Can, es gibt in keiner Sprache so ein kräftiges Wort. Sucht nach Sehnen. Sehnsucht. Weißt du, Can, meine Großmutter hatte mir in Istanbul gesagt, schau nicht in der Nacht in den Spiegel, sonst wirst du in ein fremdes Land gehen. Damals war ich neun Jahre alt. Jetzt wohne ich nur im Spiegel. Ich spreche mit dir im Spiegel.«

Can sagte: »Grüß die schöne Frau von mir, die du im Spiegel siehst. Was macht das Licht der alten Nonne?«
»Es ist nicht an.«

Die Sterne mehren sich in der Nacht,
je länger du hinsiehst
Und willst du sie zählen,
schlüpfen sie dir durch die Finger;
Manche kannst du hören und manche hört man nicht
Sie mehren sich so in der Nacht,
je länger du hörst:
Stimmen, die zu dir kommen, tönend
Oder auf leisen Sohlen.

Während Can mir am Telefon seine Gedichte vorlas, ging im Spiegel das Licht der alten Nonne an. »Can, warte, warte, das Licht ist angegangen.«
Ich legte den Hörer neben das Telefon und ging zum Balkon. Das Licht der alten Nonne war wirklich an. Ich sah ein paar Schatten.
Kurz darauf kamen die beiden Männer, die unten Fernseher reparierten, aus dem Nonnenhaus. Sie trugen einen Fernsehapparat, schauten nach oben zu mir auf den Balkon und nickten gleichzeitig mit dem Kopf.
Ich rannte die Treppe runter. Die beiden Männer sagten, den Fernseher noch in den Armen: »Sie ist tot. Die Nonnen haben uns das Buch ›Alice im Wunderland‹ mitgegeben. Wollen Sie es haben?«
Ich fand im Buch eine Vogelfeder, wahrscheinlich hatte die alte Nonne sie als Lesezeichen benutzt. Die Feder lag auf Seite 103. Ich las darin: »Bitte geh doch etwas schneller!« sprach der Weißfisch zu der Schnecke. »Hinter uns – dreh dich nicht um – krabbelt zwick zwack eine Zecke. Sieh! Die Schildkröte und der Hummer laufen schon

aufs Ufer zu! Und sie warten schon am Strande – sagst du mir das Tänzchen zu? Willst du, magst du, willst du, magst du, sagst du mir das Tänzchen zu? ...»

Die letzten Sätze auf dieser Seite waren: »Wir kommen auf der drüßern Seit' ja auch an einem Ufer an! Und je weiter wir hier weg sind, desto näher liegt Peru.«

Ich kehrte in die Wohnung zurück, aus dem Hörer hörte ich Cans Stimme und die Stimmen der Kinder in Istanbul.

»Can, die alte Nonne ist tot – sie hat ›Alice im Wunderland‹ bis Seite 103 gelesen, auf dieser Seite lag eine Vogelfeder.«

Can sagte:

Auf Sevda Tepesi, dem Berg der Liebe

Unter dem Tisch gegenüber

Sah ich zwei Hühner

Sie wuschen sich mit Erde

In der Mulde, die sie ausscharren

Für die Menschen ist der Tod

Womöglich nichts anderes, dachte ich

Als eine Art

Sich mit Erde zu waschen

Alles spricht in der Sprache, die ihr eigen ist;

Und auch wenn die Dunkelheit sie zudeckt

Setzt sie sich weiter fort, die Farbe, in der Nacht ...

Dann sagte Can: »Meine Tage auf dieser Welt sind auch gezählt, komm bald, komm morgen oder übermorgen, ich will dich sehen.«

»Ja, Can.«

In dieser Nacht sangen die Nonnen hinter der Wand,

und ich hielt »Alice im Wunderland« in der Hand. Ich träumte von der alten Nonne. Meine Mutter und mein Vater und meine Großmutter flogen von einem Hügel in einen roten Himmel. Und die alte Nonne stand da in ihrem Nachthemd und schaute zum Himmel. Ich dachte, sie friert, und ich zog ihr meinen Pelzmantel an. Bevor sie flog, nahm sie das Buch »Alice im Wunderland«, und lesend flog sie im Pelzmantel meinen Eltern und meiner Großmutter hinterher. Das Buch fiel aus ihren Händen und flog in den Himmel. Ich schrie: »Alice, Alice ...« Als ich wach wurde, sah ich eine junge Katze neben meinem Bett. Sie war durch die Balkontür hereingekommen und schaute mich stirnrunzelnd an. Ich runzelte die Stirn auch, die Katze sagte mir etwas. Ich sagte zu ihr:

Des Nachbars alte Katze

kam öfters zu Besuch;

wir machten ihr Bücking und Knickse

und Komplimente genug.

Wir haben nach ihrem Befinden

Besorglich und freundlich gefragt;

Wir haben seitdem dasselbe

mancher alten Katze gesagt.

Die Katze ging, nachdem sie Heinrich Heines Gedicht gehört hatte, im Zimmer spazieren. Sie kam wieder zurück, sah sich in dem großen Spiegel in der Ecke und fing an, sich mit der Katze im Spiegel zu beschäftigen. Hinter ihr sah ich im Spiegel einen Schatten in Hartmuts Fenster. Ich ging sofort zum Balkon und sah in der Parterrewohnung, in der Hartmut gewohnt hatte, einen neuen Mieter. Er saß im Profil hinter schönen Jalousien

Schwarzauge in Deutschland

an einem Tisch und sah aus wie ein Scherenschnitt. Sein Profil war dem des jungen Goethe ähnlich, er hatte sein Haar nach hinten gebunden. Ich ging hinunter zur Fernsehreparatur. »Wer wohnt jetzt dort?«
»Ein neuer Mieter, ein moderner Fotograf. Er stellt seine Fotos im Computer. Er hat eine Katze mitgebracht.«

Als ich Can in Istanbul anrief, sah ich den neuen Mieter wie Goethes Schatten in den Spiegeln aus drei verschiedenen Perspektiven.

»Can, im Hof gibt es einen neuen Mieter. Er ist Fotograf und hat eine Katze. Er sieht genau wie der junge Goethe aus. Ich glaube, er ist Nichtraucher.«

Can sagte: »Ich rauche gerade eine Zigarette.«

Ich sah im Spiegel ein paar Vögel, die suchten auf der Erde, dort, wo früher immer die alte Nonne ihr Küchentuch ausgeschüttet hatte, Brotkrumen und flogen wieder hoch zum Himmel.

Can fragte: »Wann kommst du?«

»Morgen.«

Ein Himmel, völlig durchnäßt
Hatte sich in den Netzen verfangen
Himmelblau nun alle
Fischer

Mein erstes Theaterstück war »Karagöz in Alamania«, 1982. Das bedeutet in Deutsch: »Schwarzauge in Deutschland«.

Ich habe es geschrieben, weil ich den Brief eines türkischen Gastarbeiters gefunden hatte. Ich habe diesen Gastarbeiter nicht gekannt. Er war für immer in die Türkei, in sein Dorf, zurückgekehrt.

Das Wort »Gastarbeiter«: Ich liebe dieses Wort, ich sehe vor mir immer zwei Personen, eine sitzt da als Gast, und die andere arbeitet.«

Sein Brief war mit einer Schreibmaschine geschrieben. Das zweite, was mir auffiel, war, daß er an keiner Stelle schlecht über Deutschland sprach. Er sagte: »Ein Arbeiter hat keine Heimat, wo die Arbeit ist, da ist die Heimat.« Er schrieb über seine Frau, die es weder in der Türkei noch in Deutschland aushalten konnte. Sie ging immer hin und her, und jedesmal war sie schwanger.

Die Frau hatte ihm in Deutschland einmal erzählt, daß sie mit seinem Onkel im Dorf in der Türkei vom gleichen Baum Kirschen gegessen hatte.

Er war in die Türkei gefahren, 3000 Kilometer weit, ließ seine Frau in Deutschland allein, nur, um seine Verwandten zu fragen, wer zuerst unter dem Kirschaum gestanden hatte. Seine Frau oder sein Onkel? Wer war zum Baum gelaufen, und wer ist zu dem, der da Kirschen aß, gelaufen?

Er fragte im Dorf die Verwandten und Nachbarn. Die Sache wucherte und wucherte.

In Deutschland wurde er von türkischen maolistischen Studenten politisiert. Er verteilte mit ihnen zusammen